

Das Krisenbewußtsein in Hugo von Hofmannsthals Drama „DER TURM“

Wolf Kalz

I. Der Erste Weltkrieg war vorüber, das Reich lag in Agonie, die Donaumonarchie war zu Nationalstaaten zerstückelt. Die Erwartung, ein großer Krieg werde die Völker aus den „öden, stockenden“¹ Vorkriegsjahren herausführen, hatte sich nicht erfüllt. Im Gegenteil – schlimmer war alles geworden: Der Glanz der großen Monarchien wurde von Revolutionen hinweggefegt, die Fräcke des Feudalzeitalters wurden zur Kluft für Arbeiterheere. Charme und Liebenswürdigkeit verschwanden aus dem Alltag oder blieben „ewiggestrig“ konservativ-feudalen Klüngeln vorbehalten, die sich nicht belehren ließen, daß „ein nüchterner Tag über der Welt angebrochen“.² Noblesse verpflichtete keinen mehr. Der Typ des Proleten wurde zum Menetekel einer alle Gesellschaftsschichten durchdringenden Neuen Zeit.

In solcher Atmosphäre schrieb im Jahre 1920 Hugo v. Hofmannsthal an den ihm befreundeten Carl Jacob Burckhardt, er liege nun seit sechs Jahren wie ein „Hund an der Kette ... zuerst in grausiger Angst (nicht um meine Person), dann in dumpfem stupor, ohnmächtigem Zucken, Hangen und Bangen, Verzweiflung, Resignation, Grausen, Ekel, Abscheu – in einer langsam zusammenstürzenden, dann verwesenden Welt.“ Und er schloß: „Wie soll man denn das auf die Dauer aushalten.“³ Doch er hielt aus. Er schrieb den *Schwierigen* und *Die Frau ohne Schatten*, *Das Salzburger Große Welttheater* und das Libretto zum „Rosenkavalier“, vor allem aber das Drama

„Der Turm“ in den beiden Fassungen von 1925 und 1927. – Die Handlung spielt in einem eher sagenhaften Polen des 16. Jahrhunderts, und sie sollte – wie der Dichter sich in einer Tagebuchnotiz äußerte – analogisch „das eigentlich Erbarungslose unserer Wirklichkeit darstellen“, wo Gewalt und die zum Mißbrauch ihrer Freiheit verführten Massen über die einstmals mühsam erworbenen Formen einer geistigen Welt triumphieren.

II. Die Fabel für sein Drama entlehnte Hofmannsthal Calderóns Schauspiel „Das Leben ein Traum“ (La vida es sueño, 1634): Dem polnischen König *Basilius* war prophezeit worden, sein Sohn *Sigismund* werde ihn vom Throne stürzen. Demzufolge verbannt der den Prinzen in einen Turm, in den „Turm“ des gleichnamigen Dramas, und er gibt ihm als seinen Erzieher einen namens *Julian* bei. Doch das Volk murren ob dieser tyrannischen Maßnahme, sodaß der Monarch klagt: „Nun aber ist seit Jahr und Tag die Hölle los gegen Uns, und es lauert eine Verschwörung gegen Unser Glück unter Unseren Füßen ... und Wir können die Rädelsführer nicht greifen... Die Mauern wanken von den Grundfesten aus, und Unser Weg ist ins Nichtmehr-Gangbare geraten.“⁴ –

Eine Revolution bricht aus, das Volk befreit den Prinzen und erhebt ihn zu seinem neuen König und Herrscher. Doch der reicht, tödlich verletzt, die Herrschaft einem „Kinderkönig“ weiter in der Hoffnung auf eine Ära allgegenwärtigen Friedens. Der wiederum zieht – wie es in der Regieanweisung heißt – das Reichsschwert mit den Worten: „Hebt ihn (Sigismund) auf. Wir brauchen sein Grab, unseren Wohnsitz zu heiligen.“ Dem folgt ein wahrlich hamlet'scher Schluß: „Vorwärts und folget mir mit diesem Toten (Laßt die Trompeten blasen!).“ In dieser ersten Fassung des Dramas „Der Turm“ glaubte Hofmannsthal noch, mit der Märchengestalt

eines „Kinderkönigs“ die Wirklichkeit seiner Gegenwart beschwichtigen und womöglich ermutigen zu können.

Bald erwies es sich aber: der wider besseres Wissen versöhnliche Ausgang in ein Friedenszeitalter war dem Dichter zu einer Flucht in ein „über dem Abgrund gebautes Schloß“ mißraten. Er überarbeitete das Drama, und das geriet in der zweiten Fassung von 1927 (zwei Jahre vor seinem Tode) zur Tragödie des untergehenden Abendlandes, soll heißen – zum Spiegel für dessen Krise und schließlichen Untergang als einer Jahre später von Stefan Zweig beschworenen „Welt von Gestern“. Einen „Kinderkönig“ gibt es nun nicht mehr. Statt seiner gibt es einen Berserker und Rebellen, einen Gefreiten namens *Olivier*, und der putscht sich an die Macht und läßt Sigismund kurzerhand ermorden.

Die zwanziger Jahre waren an Hofmannsthal nicht spurlos vorübergegangen: Er war „aus der Sackgasse des Ästhetentums ausgebrochen“⁵ und machte sich über die Fatalität der Weltverhältnisse keine Illusionen mehr. – Zieht man beide Turm-Fassungen zusammen, so ergibt sich aus ihnen die Tragödie des hinter uns liegenden, aber noch umso mehr die unseres laufenden Jahrhunderts. Das Drama „Der Turm“ wurde zu einem Menetekel der Zeit.

III. Bedenkt man, mit welcher sprachlichen und stilistischen Sicherheit der 17/18jährige Gedichte und lyrischen Dramen geschrieben hatte, so stürzte er schon wenig später in eine Sprachkrise, die der Dichter in den „Briefen des Zurückgekehrten“ (1901), zumal aber in dem fiktiven „Brief des Lord Chandos“ (1902) beschrieb: „– die Worte... zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze“. – In der „Turm“-Tragödie beider als Einheit zu begreifenden Fassungen geht es nun nicht mehr bloß um eine Sprachkrise, sondern gegen Ende seines Lebens immer mehr um eine Existenzkrise des Betrachters.

– Ähnlich wie für Ernst Jünger in seinem Essay „Auf den Marmorklippen“ wurde auch für Hugo v. Hofmannsthal der Widerspruch der Weltverhältnisse zum Zentralmotiv: Hier die Gewalt, dort der Geist; hier der Materialismus, dort der Idealismus; hier der Orient, dort der Okzident. Und wenn sich das *Oliviersche* in der Erstfassung des „Turm“ noch hatte überspielen lassen, so fällt eben dieser Gefreite Olivier in der zweiten Fassung des Dramas gröblich den Richtspruch über das Abendland: „Gebärdet euch nicht. Die Pfaffen- und Kommödiantensprache ist abgeschafft ... Die Begriffe, mit denen der Herr operiert, sind abgetan und liegen auf dem Schindanger... Ich sehe auf die Welt, die dergleichen hervorbringt, wie auf eine Possenreißerbude.“

Doch auf den Prinzen Sigismund weisend, pariert dessen Arzt: „Die Welt wird nicht vom Eisen regiert, sondern von dem Geiste, der in *ihm* ist. Er ist ein gewaltiger Mensch. Hütet Euch!“ – Darauf Olivier: „Jetzt habt Ihr sein Urteil ausgesprochen. Darum muß er kassiert, annulliert, ausgelöscht werden. Dazu stehe ich hier. – Denn ich und einige, wir haben uns aufgeopfert und nehmen dem Volk die Last des Regiments ab, damit es nicht schwindlich werde.“⁶

Solche Rede entstammt der Sprachwelt der Usurpatoren: Sie geben vor, die Völker von der bisher ertragenen „Last des Regiments“ zu „befreien“, verheißen ihnen eine stets bessere Zukunft und ein Gleichmaß des Lebens in eitel Frieden und Gerechtigkeit. – Und diese Zwanziger Jahre, die zu Teilen ein stimmungsmäßiges Abbild der beiden „Turm“- Fassungen sind, waren voll solcher Sehnsüchte! Hatte doch der korrupte Schlendrian der Regime und Satrapen „die Mauern von den Grundfesten wanken“ lassen, sodaß der Weg, wie es heißt, „ins Nicht-mehr Gangbare“ wies. Doch Hofmannsthals „König“ versteht die allgemeine Staats- und Existenzkrise nicht etwa als Folge seiner und seiner Günstlinge Mißwirt-

schaft, sondern er wimmert, die Welt habe sich gegen ihn und sein persönliches „Glück“ verschworen, gegen ihn, der prätendiert, mit der „Fülle der Gewalt von Gott unmittelbar“ eingesetzt worden zu sein! Zur Krämerseele entartet diese Karikatur eines Königs, ist ihm doch – den Heutigen keineswegs unvertraut – nichts wichtiger inmitten des Umsturzes als seine Sekurität, – seine Versorgung, seine *Boni*, seine Apanage: „Aber mein Leben ist mir gesichert?

Folgt das endlich in der Schrift da? ... Das Wichtigste fehlt! Die Summe für meinen Unterhalt ist nicht genannt.“⁷

Manche Parallele böte sich zwischen dem Milieu der zwanziger Jahre, dem Heute und dem „Königreich Polen, aber mehr (einem) der Sage als der Geschichte“. –

So verleiht vieles der Tragödie Bedeutung über den Tag hinaus: Bitter beklagt der Jude *Simon* die grassierende Geldentwertung und analysiert als die Ursache der laufenden Finanzkrise: „Hat der König erkannt, man kann machen Geld, wenn man sein Gesicht und Wappen prägt auf Zinn, auf Blech, auf Dreck... Bis alles geschwommen is in Geld.“ Und: „...für Abgab und Steuer wird das neue Geld verboten! Und die Soldaten und die Bergleut sollen nehmen das leichte Geld. Was tut sich? Die Bergleut fahren nicht mehr in den Berg, die Bäcker backen nicht mehr... Dem König sein Zutraun ist dahin. Dann is in der ganzen Welt nix geheuer.“ Und so wie der Jude dem König die Schuld zuschiebt für die Wirtschafts- und Geldkrise und für Inflation und Arbeitslosigkeit – , so erachten die Höflinge wiederum die Juden als die Sündenböcke für ihre finanz- und innenpolitischen Schwierigkeiten: Sie haben dem Lande „das Mark aus den Knochen geschlüfft“. „Wo ist das gute Geld hin? Wie ist es aus dem Land hinausgelaufen und mit ihm der Gehorsam?“ fragen sie, und sie bedrängen den König, „gegen die Juden und Judenknecht“ reiten zu dürfen „ehe es zu spät wird“.⁸

IV. Hofmannsthal hat die Lage der „Unteren“ und der „Oberen“ zur Sprache gebracht. Doch dem Staate gebührt die Pflicht, Gerechtigkeit und Ordnung zu wahren; versäumt er das, so wird er – hier noch in der archaischen Gestalt des gestürzten Königs – zum eigentlichen Urheber des sozialen Notstands. Diesbezüglich vom Kardinal Großalmosenier und Beichtvater des Monarchen in die Enge gedrängt, beruft der König sich auf ihn: Habe er denn seinen Sohn nicht auf dessen Geheiß hin eingekerkert? – „Diese Tat und alle Taten habe ich getan unter deiner Gewalt!“ Er fordert von dem Geistlichen, er solle dafür Sorge tragen, „daß Gott eine deutliche Sprache führt“, dann wolle er auch als ein „christlicher Souverän“ handeln. – Aber der Großalmosenier deutet des Königs Verlangen als Gottesferne: „Ganz leise ist die Hölle in dich hineingewachsen, die da heißt: Verlassen von Gott...Es verzweifelt hinter deiner Verzweiflung, durchgraust dich hinter deinem Grausen, und entläßt dich nicht dir selber, denn es kennt dich und will dich strafen: Das ist Gott!“⁹

V. Dieser „Gott“ wirkt als für „tot“ erklärt, als das Nichts, das dem Menschen in seiner Gottverlassenheit entgegenstarrt, – ihn „strafft“. Ein solch existenzielles Nichts ist anders nicht zu heilen als durch den Glauben. –

Doch der Kardinal Großalmosenier findet für den König kein Wort des Erbarmens, er droht ihm vielmehr: „Nichts ist! Nichts ist! Nichts ist als das unerbittliche Gericht und die Sonderung der Spreu von dem Weizen.“ –

Wie stets in Notzeiten sehnte sich auch in der legendären Zeit des „Turm“-Geschehens das Volk nach einem Führer, nach seinem Erlöser! Die Ärmsten und Armen wollen von einem solchen in eine neue Zeit geführt sein, eine Zeit, in der sich

die Macht mit der Gerechtigkeit vereine. Nicht von ungefähr kündigt ein Stelzbeiniger den aus dem Verlies zu befreienden Prinzen Sigismund als ihren künftigen König an: „Sie werden ihn hervorziehen“, und er wird „der Armeleute-König“ sein, und „vor ihm wird Schwert und Waage getragen werden“.

Das Raunen macht am Hofe die Runde: „In das niedere Volk ist die Hirnwut gefahren... Sie liegen zu Tausenden vor den Kirchen und beten für einen Bettlerkönig, einen namenlosen Knaben, der ihr Führer sein und in Ketten ein neues Reich heranbringen soll.“ Das Volk wittert die Zeitenwende, und der „immer eine Nuance außerhalb und über der Situation“ stehende „Arzt“ Sigismunds deutet die Zeichen: „Gewaltig ist die Zeit, die sich erneuern will durch einen Auserwählten. Ketten wird sie brechen wie Stroh, Türme wegblasen wie Staub.“¹⁰

Hatte der Stelzbeinige die Heilserwartung des rumorenden Volkes zur Sprache gebracht, so weist nun der Arzt ausdrücklich auf Sigismund als den Träger der Heilsbotschaft, und er zeugt – gleichsam in der Rolle eines Johannes – von des Prinzen, seines „Herrn“ künftiger Passion. Von nun an wird der *Arzt* zu einer der Zentralfiguren der Tragödie. Er ist nicht nur ein *medicus* für soziale Mißstände, er wird vielmehr zum Deuter des Geschehens: „Der ungeheure Frevel (an Sigismund, Verf.) ist an der ganzen Menschheit begangen worden ... An der Stelle, wo dieses Leben aus den Wurzeln gerissen wird, entsteht ein Wirbel, der uns alle mit sich reißt ...“ Mehr noch: „Sie haben sich an Gott unmittelbar vergangen.“¹¹ Und so wenig sich der Arzt vor Julian fürchtet, dem „kein anderes Maß für den Geist als die Tat“ gilt, so zieht er den jetzt wieder auftauchenden grobianischen „Gefreiten“ Olivier zur Rechenschaft (Turm II): „Ahnt Ihnen nicht, vor wem Sie gestanden sind? Ist Ihnen kein Organ gegeben für die Hoheit dieses Wesens? ... Erblicket die ganze Welt: sie kennt nichts

Höheres, als in diesem Wesen uns entgegentritt.“ Aber einer wie Olivier ist nicht zu erschüttern: „Der Mensch da ist soeben vor seinem Richter gestanden. Das ist die nüchterne Tatsache.“¹²

VI. Falsche Propheten gab es schon immer; hier heißt er – *Julian*. Hofmannsthal verlieh ihm nicht von ungefähr den Namen des großen Apostaten. Einem solchen war des Prinzen geistige Führung zugewiesen worden. Julians Rolle wird darüber zu der eines Versuchers: Er will Sigismund für seine politischen Ränke einspannen, und er fordert den Prinzen auf, seinen „festen Turm“ zu verlassen und sich ins Revolutionsgetümmel zu stürzen. Doch erstmals ist Sigismund seinem Lehrer nicht zu Willen: „... aber ich will nicht.“ – Beide reden aneinander vorbei: „Daß keine Welt ist, außer meinem Traum, so hast du mich gelehrt, und daß aus ihm kein Erwachener sein wird.“¹³ – Julian zürnt: „Träume! Recht so. Das Wort war Weisheit und Schutz gegen dich selber...darum sprach ich: es träumt dir. Und wiederum: es träumt dir.“ Und endlich gibt er preis, zu welchem Zweck er seinen Zögling hat erziehen wollen: „...denn Gewalt gibt es, wo es einen Geist gibt – und Recht hat der, der gesagt hat, daß man die Unterwelt aufwühlen muß.“¹⁴

Wir wenden uns weiterhin Julian zu: Der ist seinem Wesen nach Idealist und Materialist zugleich. Aber je mehr er sich der Macht verschreibt, umso mehr verrät er seine einstigen Ideale. Sein Intellekt wird ihm zum Mittel der Agitation zur Neuordnung einer verfahrenen Welt. Er sei, erklärt er – „ein Instrument, weiter nichts“. Insofern unterscheidet er sich nicht mehr sonderlich von dem Gefreiten Olivier, der grob unmißverständlich erklärt: „Dazu habe ich dich (Sigismund) und deinesgleichen, damit ich euch auferlege, wozu ich euch brauchen will.“ „Siehst du dieses eiserne Ding in meiner

Hand? So wie dies in meiner Hand ist und schlägt, so bin ich selbst in der Hand der Fatalität. Das, was jetzt vor dir steht, das hast du noch nicht gekannt. Was du bis jetzt gekannt hast, waren jesuitische Praktiken und Hokuspokus. Was aber jetzt dasteht, das ist die Wirklichkeit.“ Julian wendet sich flehentlich an den Prinzen: „...ich habe dich geformt für diese Stunde, nun laß mich nicht im Stich!“¹⁵

Beide Protagonisten unterscheiden sich voneinander eigentlich nur in der Methode, im übrigen sind sie Rivalen bei der Usurpation politischer Gewalt. Keiner von beiden vermag des Prinzen Inneres zu erreichen: „Einsam“ zieht dessen Geist durch Räume, in die Julians „Hokuspokus“ längst nicht mehr dringt. Eins fühlt er sich „mit den Sternen“, und sein Geist gebietet den Völkern eine Welt „nach der sie zittern“. Seine Keuschheit bewahrte ihn vor der Aufdringlichkeit beider ihn bestürmenden Gewalten: „Ich bin hinter eine Wand getreten, von wo ich alles höre, was ihr redet, aber ihr könnt nicht zu mir und ich bin sicher vor euren Händen.“¹⁶

Doch wollen die Ärmsten der Armen auf den ihnen verheißenen „König“ nicht verzichten. Sie beschwören ihn: „Bleibe bei uns, o Herr!... Gehe nicht fort von uns... Herr, schütze uns! Harre aus bei uns!“ Des Volkes ganze Hoffnung ruht auf Sigismund.

Er war ihnen doch prophezeit worden! Er sollte mit ihnen doch das Tausendjährige Friedensreich gründen, welches sie erlösen soll von Ungerechtigkeit und Angst und Not. Und sie rufen brünstig – „Heil“! Für einen Augenblick läßt der Prinz sich erweichen, kündigt überschwenglich an, ohne Aufhebens ein Dutzend gefangener Tataren hängen lassen zu wollen. Doch da trifft ihn des Arztes vorwurfsvoller Blick, und ihm wird bewußt, daß solches Amt über Leben und Tod nach *Macht* verlangt, aber gerade die vermag er seinem Wesen gemäß nicht auszuüben. Sigismund bleibt in jederlei Bezug

im Kerker seiner Innerlichkeit gefangen, – in seinem „Turm“. Er formuliert das auf sibyllinische Weise: „Wundert Ihr Euch, daß ich schnell die Sprache der Welt gelernt habe? – Guter Freund, mein Ort ist ein schreckensvoller Ort, und ich lebe mit den Sternen auch am lichten Tage, und nichts ist da oder nicht da: alles, indem es ist, war schon da.“¹⁷

Dieser Mensch taugt schwerlich für die Geschäfte der Welt, mag das Volk ihn auch vor dem „maßlosen Dräuen der Zeit“ für seinen Erlöser halten wollen. Doch das Volk scheint den Prinzen verstanden zu haben: „Du hast uns gezeigt: Gewalt, unwiderstehliche, und über der Gewalt ein Höheres, davon wir den Namen nicht wissen...“

Sigismund zieht sich zurück mit den bedeutungsschweren Worten: „Gebet Zeugnis: ich war da. Wenngleich mich niemand gekannt hat.“¹⁸ Nach ihm – so heißt es jetzt – werde ein „Kinderkönig“ kommen; der bringe ihnen das Heil, denn er verfüge über die Kraft, – „wovon eine geringe Gabe die Menschen störrisch macht, eine große aber zahm und folgsam wie Hunde.“

VII. Was, so fragt man sich schließlich, hat Hofmannsthal dazu bewogen, binnen zweier Jahre die Vision einer heilen Welt einem Reiche kommender Finsternis zu opfern? Aufschluß gibt die Korrespondenz mit Carl Jacob Burckhardt, dem späteren Völkerbundskommissar in Danzig. Dessen Briefe aus den zwanziger Jahren strotzen von Pessimismus, und seine Diagnosen und Prognosen fanden bei dem Freunde bald Gehör.

Burckhardt: „Da besuchte mich kürzlich ein früherer Studienkamerad ... Er sprach finster inspiriert wie ein der Mantik Ergebener: ein heimlicher Kaiser nahe heran ..., er werde die vier Gewalten ausüben, das civilisatorisch Ausgeklügelte müsse mit Feuer ausgetilgt werden, zur Gesundung ... müsse

der geeinte tiefere Wille des Volkes einströmen in einen einzigen Willen dieses heimlichen Herrschers“... Er war finster, zum Äußersten entschlossen, wollte harte Abrechnung halten ... Er war über alle Begriffe absurd, aber gar nicht lächerlich, dazu war er allzu sehr der Vertreter einer ganz realen Phalanx, die im Anmarsch ist ... Was wollen Sie eigentlich, frage ich: ‚Entfesselung mythischer Urkraft gegen civilisatorische Tücke‘, antwortete er ... Natürlich ist er ein Dummkopf, und man könnte darüber zur Tagesordnung schreiten ... aber das nützt nichts, genau das, was dieser schon als Student etwas benachteiligte, ewig unbefriedigte, immer todernste Dr. phil. mir... vorgeredet hat, genau das ist die Wirklichkeit von morgen. Hören Sie nicht bisweilen in der Nacht diesen massenhaften Marschtritt?¹⁹

C. J. Burckhardt vernahm das Knistern im morschen Gebälk des Versailler „Friedenswerkes“, und das „Oliviersche“ bewegte ihn längst als die neue Realität: „Dieser Name Führer geht dem größten Mißbrauch entgegen. Man wird nämlich gerade die völlig unsachlichen, die Demagogen, die Massenpsychologen für Führer halten ... Führer, die nach innen gewandt sind, werden gar nicht mehr begehrt. So kommt es, daß alle diese Leute, die Sie in ihrer Münchener Rede aufriefen, Verworfene sind. Überdauern wird nur der Unbekannte, der alles dasjenige in sich zusammenhält, was seinen Zeitgenossen am meisten fehlt“.²⁰

In diesen seinen Briefen „voller Zweifel am Zeitalter“²¹ schlug sich die damalige Zeitgeschichte nieder, und aus dem katastrophalen Umfeld der gesamteuropäischen Lage prognostizierte der Schweizer die drohende Weltnacht. Ob mental, sozial oder politisch, die Lage erwies sich rundum als hoffnungslos, denn „alles in unserer Generation ist Abschied“²².

Wenn Hofmannsthal auch nicht den historisch-analytischen Verstand besaß wie der Historiker und Politiker Burckhardt,

so stand er ihm in Deutung der Zeit bald nicht mehr nach. Nur – was jener in Prosa zum Ausdruck brachte, das wandelte Hofmannsthal zur dichterischen Vision. Hatte er doch schon im Jahre 1902 – anknüpfend an Calderóns „Das Leben ein Traum“ – die der geistigen Welt stets drohende Gewalt in der Gestalt eines ruppigen Soldaten zum Ausdruck gebracht:

„Weißt du, was die ganze Welt
Einzig nur zusammen hält?
Halt den Mund, merk auf: Gewalt!
Und Gewalt und noch einmal –
Gewalt!“

VIII. Das Erlebnis des Weltkriegs, Revolutionen, Revolten und Putsche, die Inflation und die Weltwirtschaftskrise und die überdies vielfältig belegte Willkür der Siegermächte und ihrer Satrapen machten die allgegenwärtige Gewalt allzu augenfällig. Deshalb hielt Hofmannsthal auch den Schluß von „Turm I“ bald für unglaublich, sodaß er sich mit dem letzten Akt der zweiten Fassung des „Turms“ von falschen Hoffnungen verabschiedete. Wie bedenklich ihm die erste Fassung eigentlich immer dünkte, bestätigt die schon anfangs genannte Briefstelle vom 9. August 1923, wo er schrieb: „... dieser letzte Akt hat etwas von einem über dem Abgrund gebauten Schloß.“

Sein Freund Burckhardt berichtet uns von einem Gespräch, das im August 1920 mit dem Freunde stattgefunden. In dessen Verlauf erwähnte der Dichter die „Furchtbarkeit der gestellten Aufgabe“, sollte doch der Dramenschluß ein „Kriterium der Wirklichkeit“ sein:

„Hier geht es darum, den Einbruch chaotischer Kräfte in eine vom Geist nicht mehr getragene Ordnung sichtbar zu machen.“ – Anfangs der zwanziger Jahre war Hofmannsthal noch der klassischen Tragödie zu sehr verbunden, weshalb er

damals meinte, „aus all dem Furchtbaren muß doch das Ver-söhnende, die Zukunft herausleuchten, nur dann hat das eigentlich Tragische seinen wahren Grund.“²³ Infolgedessen schloß er den „Turm I“ mit dem verheißenen Reiche eines „Kinderkönigs“ ab. Doch diese Märchenfigur war längst keine echte „Vision“ mehr, sondern nurmehr ein der Tradition und der letzten Hoffnung des Dichters verpflichteter Ausweg. Die Beschönigung ließ ihn nicht ruhen, und erst die Umgestaltung des Dramas erlöste ihn aus dieser Krise. Am 10. Juli 1926 schreibt er dem Freunde: infolge eines „inneren Andersgewordenseins“ habe er nun die „innere Freiheit diesem Stoff gegenüber“ gefunden. Er war sich jetzt der „Fatalität“ dieser im Sturz befindlichen „Welt von Gestern“ gänzlich bewußt. An seiner statt erläutert der Prinz die Lage: „Der ohne Namen hat jetzt drüben alles in der Hand.“ Und der Apostat Julian präzisiert: „Der ohne Namen heißt Olivier und handelt auf meinen Befehl.“²⁴

IX. Die Erfahrung der Krise, wie sie der junge Hofmannsthal einst im „Chandos-Brief“ und in den so aufschlußreichen „Briefen des Zurückgekehrten“ aus der Sicht eines langjährig außer Landes gewesenen Betrachters geschildert hatte, hat sich in seiner Beschäftigung mit dem Stoffe des „Turm(s)“ zu einem nationalen, zu einem abendländischen, ja zu einem Weltkrisenbewußtsein geweitet: „Weißt du, was die ganze Welt einzig nur zusammenhält?“ – – – Im Typus des Gefreiten *Olivier* hatte der Dichter die Mächte der Finsternis zur Entfesselung dessen gebündelt, was des Menschen Lebenssinn und seinen Wesenskern zerstört: der zuchtlose Bruch mit aller überlieferten Ordnung. Dies Oliviersche sollte fortan – oft als „Reform“ getarnt – zur Revolution in Permanenz werden, und fast immer wird in diesem Zusammenhang ein blutiges Phantom beschworen – es nennt sich *die Freiheit!*

Mittlerweile vermag nicht einmal mehr nackte Gewalt die zusehends entgrenzten, zu Konglomeraten zerfallenden Völker zusammenzuhalten, strömen ihnen doch aus einer geistigen Welt keine Direktiven mehr zu, damit sich die Gewalt über die Macht dauerhaft in eine wohlverstandene Autorität umwandle. –

Anstelle ihrer ist diesseits und jenseits des Großen Wassers der Pragmatismus der Globalisierung getreten, – das verschwörerisch *Oliviersche* zur Erlangung von Nutzen, Münze und Prestige. Das Namenlose der Konzerne und Bankhäuser, das ohne Stand noch Herkunft, das emporgeschwemmte Kleineleutetum einer ob ihrer profitablen „Chancen“ gerühmten „Zivilgesellschaft“ wird zu dem unsere Zeit unwiderruflich Bestimmenden. „Sentimentalitäten“ sind abgeschafft, das Oliviersche liegt allenthalben zutage, sei es im Zeichen der Plutokratie, der Geldherrschaft, oder der Ochlokratie als der Herrschaft des Pöbels – als welche sich so oder so fortan jede Form der Macht- oder Gewaltausübung erweisen wird. So gilt denn, was Hofmannsthal zum Ende seines Dramas in die Worte faßte: „Gebärdet Euch nicht. Die Pfaffen- und Komödiantensprache ist abgeschafft. Es ist ein nüchterner Tag über der Welt angebrochen.“ –

Künftiges zu weisen, ist von jeher das Amt der Dichter und Seher: Die Tragödie um den „Turm“ zeigt in beiden Fassungen unverhüllt die Tendenzen unseres Zeitalters als in einer gottlosen, entgötterten, aber umso vergötterten Welt. Ein solcher Schluß ist bar jeder Verheißung; er ist nicht einmal tragisch, er ist ganz einfach katastrophal. –

* * * * *

- 1 Hugo v. Hofmannsthal, Gesammelte Werke, Hrsg. H. Steiner, Frankfurt 1950 ff. – (Prosa) PR. III, S. 176; vgl. *ibid.* 218: „Nichts ist befreiender vom Druck der Materie als eine Kriegszeit.“ S. 35.
- 2 (Dramen) DR. IV, 458.
- 3 Briefwechsel H. v. Hofmannsthal mit Carl Jacob Burckhardt, Frankfurt 1956, Ho.–Bu. S. 39, Juni 1920.
- 4 DR. IV, S. 61.
- 5 Richard Alewyn, Über Hugo von Hofmannsthal, Göttingen 1958, S. 158.
- 6 DR. IV, S. 458.
- 7 DR. IV, S. 428 f. Hofmannsthal notiert: „Ohne Scheu betet diese Welt die drei Götzen Gesundheit, Sicherheit und langes langes Leben an... Abhängigkeit jedes vom Gelde ... Jedes Machtverhältnis in Geld umsetzbar ... Man sah jedermann in Geldsachen gegen seine eigene Überzeugung handeln ...“ PR. III, S. 377.
- 8 DR. IV, S.61 f.
- 9 DR. IV, S. 75.
- 10 DR. IV, S. 132
- 11 *ebda.* S. 49
- 12 *ebda.* S. 458 f.
- 13 *ebda.* S. 135.
- 14 *ebda.* S. 137.
- 15 DR. IV, S. 136.
- 16 *ebda.* S. 156.
- 17 *ebda.* S. 174.
- 18 DR. IV, S. 207.
- 19 Ho. – Bu. 3.1.1925.
- 20 *ibid.* 29.12.1927.
- 21 *ebda.* S. 106, 2.12.1922.
- 22 *ebda.* S. 125, 4.8.1923.
- 23 C.J. Burckhardt, Erinnerungen an Hofmannsthal, 1943, S. 44
- 24 DR IV, S. 441.